

DIE ALTEN KAISER:
NEUE IMPULSE DER SPÄTMITTELALTERFORSCHUNG

Von Ferdinand Seibt

I.

Die deutsche Mediaevistik war lange Zeit, das ist bekannt, im Gegensatz zur französischen, polnischen oder tschechischen auf das Hochmittelalter fixiert. Aus ihrer Terminologie entstand auch die Dreiteilung der Epoche, nach Früh-, Hoch- und Spätmittelalter, die unwillkürlich eine „Hochzeit“ suggeriert, nach dem nur erst einmal die Frühe entfaltet und die Entwicklung noch nicht ins Späte abgesunken war. Der Herbst des Mittelalters war schon im Geschichtsbild, noch ehe Huizinga ihm 1916 zur rechten Anschauung verhalf. Die Farbenpracht des burgundischen Niedergangs fand dabei allerdings in Deutschland kein Echo. Stattdessen setzte jahrzehntelang der Stauerfersturz den schwertklirrenden Schlußpunkt.

Die Stauferkaiser vermittelten also die hohe Zeit des Mittelalters vor seinem „Verfall“. Und was etwa an kulturellem Glanz diesseits der Alpen fehlte, das konnte die Stauerherrschafft im fortgeschrittenen Italien bieten. Daß man in Apulien *nostro Federico* sagt, das ist zum Glück in Deutschland nicht so gut bekannt.

Die Zwischenkriegszeit hat dann die Frühzeit neu sehen gelehrt. Hoffnungsvoll wie eine Frühzeit nun einmal stimmt, ging man ihr nach mit dem personengeschichtlichen Schlüssel. Auch die Herrschafts- und Wirtschaftsstrukturen zeigten sich fruchtbar, bei Alfons Dopsch wie bei Theodor Mayer, lange, ehe Strukturgeschichte im Trend war. Der Akzent lag zwischen dem 10. und dem 13. Jahrhundert. Da entdeckte Hermann Heimpel das deutsche Spätmittelalter, natürlich nicht im wörtlichen Sinn, sondern als eine fruchtbare Epoche nach dem Reichtum der Archive. Und gleichzeitig verhiessen die Quellen zur Wirtschaftsgeschichte ein neues Bild, unter den Augen von Abel, Lütge, Kellenbenz. Baethgen und Grundmann stießen noch das Tor auf zur Wahrheit des Fiktiven. Die Geschichte der Prophetien und Vatzinien sollte die spätmittelalterliche Welt lebendig machen, während gleichzeitig die Häresieforschung neue Einblicke in die religiösen Kräfte der Zeit verhiess. Die Kirchengeschichte, etwa in der großen Darstellung von Josef Lortz, tat einiges dazu, so daß die Spätmittelalterforschung nicht zurückgreifen mußte auf die großen Arbeiten von Lindner, Bezold oder Höfler, als Herbert Grundmann der religiösen Frauenbewegung zu Ehren verhalf und Johannes Spörl die Mentalität der Weltchronisten des 12. Jahrhunderts enthüllte. Die deutsche Mediaevistik war bis 1945, mitgelaufen im Sog der Reichsideologie oder nicht, doch jedenfalls diffiziler geraten, als ein Holzschnitt von Dieter Berg 1993 vermuten läßt¹.

¹ Berg, Dieter: Mediaevistik – eine „politische Wissenschaft“. Grundprobleme und Ent-

Das soll keineswegs die Notwendigkeit bestreiten, auch einen Historikerstreit unter Mediaevisten zu inszenieren – oder besser: einen wirklichen Historikerstreit, nachdem der letzte unter den Zeitgeschichtlern vornehmlich als ein Politikum internationale Aufmerksamkeit fand, nicht etwa als eine Auseinandersetzung um Perspektiven und Methoden, die er nur in wenigen Beiträgen wirklich ansprach.

Einen neuen mediaevistischen Akzent gewannen die Diskussionen der Nachkriegsjahre. Baethgen, Grundmann, Heimpel und die im Interesse einer Reidentifikation Österreichs um die Epoche bemühten Alphons Lhotsky und Hermann Wiesflecker gaben das Thema in neue Hände, und dabei wuchs der Horizont. Karl Bosl, 1949 als Einundvierzigjähriger habilitiert und damit eigentlich zwischen den geprägten Generationen, klopfte mit seiner allmählich formierten Konzeption von „Gesellschaftsgeschichte“ an die Tore der klassischen Konventionen.

Spätmittelalter wurde nun eine Zeit der besonderen wirtschaftsgeschichtlichen Forschung, eine Zeit der besonderen Aufmerksamkeit für das Wachstum der Administrative, und zugleich ließ sich Tellenbachs Entschlüsselung personengeschichtlicher Zusammenhänge mit großem Erfolg auf die mittelalterliche Universitäts-, Handels- und Kanzleigeschichte übertragen, ähnlich wie sich die Kirchengeschichte trotz oder auch wegen eingeschränkter genealogischer Verbindungen als ein dankbares Feld in ihrer mittleren hierarchischen Struktur für die Einsicht in die Herrschaftsansprüche des niederen Adels und des städtischen Patriziats erwies. Technikgeschichte etablierte sich als ein neuer Zweig mit einer Quellenbasis, die nicht den Archiven, sondern eher den Fachhandschriften und den Realien zu entnehmen war. Der erste Lehrstuhl 1966 für Alfred Timm zog rasch eine neue Forschungsrichtung nach, und die Geschichte des Ständewesens fand einen modernen Anknüpfungspunkt im Parlamentarismus, ähnlich wie sich auch die Städteforschung auf einen Impuls zur Fundamentaldemokratie berief². Nun geht es hier nicht um Paralipomena zu einer Geschichte der Mediaevistik, so gelehrt das auch klingen mag, und so wichtig es auch sein wird, daß jemals jemand ein solches Unternehmen auf sich nimmt und es problemgeschichtlich orientiert, nicht personell und nicht institutionell, also nicht aus den Akten, sondern aus den Büchern, wofür es schon Vorläufer gibt³. Auch wenn eine solche Selbst-

wicklungstendenzen der deutschen mediaevistischen Wissenschaftsgeschichte im 19. und 20. Jahrhundert. In: Wolfgang Küttler/Jörn Rüsen/Edgar Schulin (Hrsg.): *Geschichtsdiskurs*. Bd. 1. Frankfurt/M. 1993, 317–331.

² Städteforschung wurde zu einem besonderen Leistungsnachweis der deutschen Historiographie in der Nachkriegszeit, mit interessanter und offenbar hier zuerst von Conze und Keyser erprobten sozialgeschichtlicher Fragestellung und quantitativen Analysen. Früh trat auch Edith Ennen in den Autorenkreis, deren *Abendländische Städtegeschichte* über Jahrzehnte zu den Standardwerken zählte, und Heinz Stoob, der an der Universität Münster ein eigenes „Institut für Städteforschung“ errichtete. Die Verbindung zu Fragestellungen des östlichen Mitteleuropa stieß in diesem Zusammenhang lange auf Schwierigkeiten, vergleichende Arbeiten zählen noch immer zu den Desideraten.

³ Die großen Historiographiegeschichten von Ludwig Fueterer oder Heinrich von Srbik aus der Zwischenkriegszeit vermittelten Gelehrtenbiographien. Der einzige auf die europäische Historiographie gerichtete tschechische Versuch dieser Art von Josef Šusta, 1936, fand bis heute noch keine Nachahmung. Wichtig wurde aber eine zweibändige Darstellung von František Kudrna. In Deutschland sucht man in dem in Anm. 1 zitierten Sammelband nach

kritik einer wissenschaftlichen Disziplin etwa in jeder Generation von großem Nutzen wäre, um ihre immanente, ihre unabhängige Entfaltung kritisch zu konstatieren, so zeigt sich nun eben auch die Rechenschaft von den Abhängigkeiten nötig, und in diesem Zusammenhang hat die Geschichtswissenschaft zweifellos eine besondere Position. Deshalb, weil sie Bilder macht, welche die Gesellschaft betreffen. Unser Geschichtsbild erregt, engagiert oder konfrontiert offenbar mehr als das Weltbild der Evolutionsbiologie in seinen Veränderungen, und es liegt uns erklärlicherweise näher als das Weltbild der Astronomie.

II.

Noch haben viele Historiker, und bemerkenswerterweise auch manche Historikerinnen, noch nicht genug fachliche Phantasie angesammelt, um zu beobachten, welcher ungeheurer Impuls durch die sogenannte Frauengeschichte gerade auf die Arbeit an Spätmittelalter und früher Neuzeit sich überträgt. Denn das Interesse an der weiblichen Welt an sich muß weder geweckt werden, wie man manchmal in „Frauenbewegungen“ glaubt, noch leidet das Frauendasein an Quellenmangel. Im Gegenteil: weil es auch früher schon so wichtig war, fand es gerade in jenen Jahrhunderten eines noch einfachen, aber bald fundamentalen gesellschaftlichen Diskurses bei wachsender Alphabetisierung in Wort und Bild ungemein reichen Niederschlag. Das aber wieder führt zu gesellschaftlichen Konstellationen, die man bislang in der männlich orientierten Gegenwart aus der ebenso männlich orientierten Vergangenheit tatsächlich oft noch gar nicht zu lesen oder zu sehen verstand⁴. Und Frauengeschichte ist dafür wichtig! Quellenmangel gibt es dagegen bei der Persönlichkeitsforschung in Unterschichten, die als Schlagwort noch Ende der vierziger Jahre auftauchten, und die Geschichte der Revolutionen, der ich mit dem hussitischen Beispiel mein erstes Buch widmete, will ich dabei gar nicht ausnehmen.

Es führt in Wahrheit ein mehrspuriger Weg bei der historischen Themenwahl von Hofdienst und Liebedienerei bis zur sachbewußten Teilnahme am Gegenwartsdiallog, und weil Geschichte eine Gesellschaftswissenschaft ist, und zwar nach ihrer Selbstdefinition zweifellos die umfassendste, darf sie sich diesen Gegenwartsbezügen überhaupt nicht entziehen. Sie verlöre dann tatsächlich ihre Rolle in unserem kulturellen Selbstverständnis, das immer auch von der historischen Reflexion lebte. Kein Mensch wird dabei bestreiten, daß es im gesellschaftlichen Miteinander sowohl Pro-

„postmodernen“ Ansätzen, was das auch immer sein mag, aber dabei lassen sich recht brauchbare problemgeschichtliche Fragestellungen erkennen. Postmodern oder nicht, eine künftige Geschichte der Historiographie muß wohl mit bestem Nutzen problemgeschichtlich orientiert sein und dabei den inneren Diskurs in unserer Wissenschaft mit den jederzeit lebendigen Fragestellungen der gesellschaftlichen Entwicklung verbinden, wie ich das 1970 unter Berücksichtigung der Auseinandersetzung mit den sozialistischen Vorgaben für die tschechische Geschichtswissenschaft versucht habe. Winfried Schulzes Darstellung von 1980 zur Entwicklung der deutschen Geschichtswissenschaft in der Nachkriegszeit ist dagegen institutionsgeschichtlich ausgerichtet und damit zweifellos aufschlußreich für die Organisation, aber nicht für das Gedankengefüge der historischen Arbeit.

⁴ Dazu die informative Forschungsübersicht von Bea L u n d t (Hrsg.): *Auf der Suche nach der Frau im Mittelalter*. Köln-Weimar 1991, 7–22.

stitution als auch Unabhängigkeitsstolz gibt, sowohl Nachläufertum als auch Führungsanspruch in der intellektuellen Diskussion, an der nun einmal alle gern beteiligt sein möchten, die eine Feder führen. So geht's also auch mit den alten Kaisern.

III.

Das Thema schließt biographische Zyklen ein und auch Generationenschritte. Damit kommt ein anderes Spezifikum der historischen Betrachtung ins Gespräch, das Klios Arbeit von jeher strukturiert: die Zeit⁵.

Die Zeit schafft eine besondere Verbindung und damit auch eine besondere, eine neue Versuchung zwischen dem Historiker und seinem Publikum. Es ist die Versuchung des chronologischen Ordnungsrasters, die jede historische Arbeit beeinflusst, der Sog der synoptischen Schablonen, wie sie etwa die Jahrhunderte anbieten. In solchen Säkularschablonen denken an sich die historisch mehr oder minder Bewanderten überall auf der Welt. Das wiederum begünstigt die Versuchung des Jubiläums. Allerdings entfaltet solch ein Jubiläum nicht nur eine fiktive, sondern eine gesellschaftlich wirklich aktive Aura eines zeitlichen Ordnungsbestrebens mit fast mysteriösen Rückbindungen. Wer weiß, aus welchem Grund waren Tausende in Prag gerade 600 Jahre nach dem Tod des heiligen Nepomuk⁶ an seinem Schicksal interessiert, war er auch an seinem Gedenktag im Mai 1993 bei den Medien „in“. Wohl dem, der da zur rechten Zeit das rechte Buch geschrieben hat!

Der flotte Ausruf erledigt das Thema nicht. Denn über Jubiläen schlägt die Vergangenheit sozusagen öffentlich Brücken zur Gegenwart, sie wird Zeitgeschichte. Auf einmal hat der Mediaevist mit seinen Reflexionen ein wenig von den Aufgaben der Gegenwartsinterpretation übernommen, wenn er trotz seiner Vertiefung in einen fernen Zeithorizont auch mit der Gegenwart reden und denken kann.

Manches Jubiläum trägt den Wert einer runden Zahl an sich, und das Jahrtausend gilt dabei dann sicher mehr im Mediengeschäft als ein paar ungerade Hunderter. Aber auch fünfzig Jahre beweisen eine besondere Zugkraft, weil sie noch Miterlebende mobilisieren. Man kann der Zahlensprache freilich auch aufhelfen: Und so mußte man gerade 1965 daran denken, daß vor 1150 Jahren Karl der Große das Zeitliche gesegnet hatte. Mit diesem Erinnerungsjahr, zugegeben, nicht ganz valid an der Zahlenbörse, begann die Geschichte der alten Kaiser in unserem gegenwärtigen, oder wie wir gerade heuer in einem 50er Jubiläum behaupten können, im Geschichtsbild der Nachkriegszeit.

1150 Jahre jedenfalls waren Anreiz genug, um in Karl dem Großen, der sozusagen auf seinem Dom zu Aachen rittlings sitzt zwischen dem heutigen Frankreich und der

⁵ Dazu der Sammelband *Die Zeit – Dauer und Augenblick* (Schriftenreihe der Siemens-Stiftung 2, 1989) und darin besonders mein Beitrag über *Die Zeit als Kategorie der Geschichte und als Kondition des historischen Sinn* (S.145–188). Zur Sache auch Hayden White: *Metahistory. Die historische Einbildungskraft im 19. Jahrhundert in Europa*. Dt. Frankfurt/M. 1991.

⁶ Eine gute Einführung in die historischen Einsichten durch Legendenkritik am Beispiel der Nepomuklegenden lieferte soeben Vít Vlnas, dazu *BohZ* 35 (1994) 182f.

Bundesrepublik, einen ersten großen Europäer zu sehen; tatsächlich den machtpolitischen Schöpfer eines Ordnungsgefüges im nordalpinen Europa, das sich nach ein paar älteren „Fehlentwicklungen“ etwa in Spanien, in Westmitteleuropa, in Oberitalien und in Pannonien dann wirklich zu behaupten wußte und mit manchen „karolingischen“ Eigenheiten für die nächsten Jahrhunderte den gesellschaftspolitischen Aufbau Europas prägte. Gleichzeitig war derselbe Karl aber auch zum Brennspiegel für die kulturellen Strömungen aus dem südalpinen Europa geworden, zwar nur als dürftige Oberschichtenkultur, aber doch geschichtswirksam, an seinem Hof und in seiner Klosterreform revitalisiert. Das sollte eine große Ausstellung zeigen, am historischen Ort in Aachen, und zugleich ein mehrbändiger Katalog, der die deutsche Frühmittelalterforschung mit der französischen zu gelungenen Synthesen vereinte und mehr noch: der zum ersten Mal in großem Umfang vor der deutschen Mediaevistik die Fruchtbarkeit der interdisziplinären Kooperation mit der Literatur- und Kunstgeschichte zeigte. Denn ein nicht unerheblicher Teil der Aussagen zum Selbstbild, zum politischen Verständnis und zur historischen Orientierung dieser Epoche war einfach nur bildlichen Quellen zu entnehmen. Diese Ausstellung unter Regie von Wolfgang Braunfels blieb bis heute vorbildlich auch nach Exponatenwahl, Design und Katalog für historische Ausstellungen in Deutschland.

Man muß Mut haben zu solchen Reminiszenen. Der Mut fehlte noch kurz zuvor, 1962, nämlich als es freilich auch nicht um eine europäisch konveniente Erinnerung ging, sondern um das wenn auch runde Millennium der ersten „deutschen“ Kaiserkrönung. Mit Otto dem Großen waren 962 die Sachsen in die große europäische Geschichte getreten, und man hätte vielleicht mit gutem Anstand diesen entscheidenden Schritt zu ihrer Zivilisierung feiern können, ohne dem europäischen Gedanken etwas ab- oder der deutsch-französischen Erbfeindschaft neuerlich etwas zuzutragen. Man hätte womöglich gleichzeitig mit gutem Anstand darauf verweisen können, daß dieser Zivilisationsschub für die bis heute relativ bei aller Nachkriegsturbulenz noch am wenigsten gestörte germanische Siedelzone zwischen dem nördlichen Rhein und der nördlichen Elbe zugleich ein europäischer Gewinn gewesen sei, ein bemerkenswertes Stück christlicher Expansion, das Karl der Große, „der Sachsenschlächter“, in einem 30jährigen Krieg erreicht hatte und das nun durch den Übergang des Entwicklungszentrums von der fränkischen Zentrallandschaft auf eine neue, auf eine Region zwischen Ruhr und Unstrut, erheblich beitrug zur Entfaltung der christlichen Zivilisation in Mitteleuropa. Es gab damals nur zwei Gedenkreden. Die verblüffende Schwerpunktbildung in der künftigen sächsischen Zentrallandschaft zwischen Essen und Quedlinburg, also jene bemerkenswerte Verschiebung nicht nur nach Osten, sondern auch nach Norden, im Hinblick auf die bayerischen Entwicklungen zwischen Augsburg, Salzburg und Regensburg fast ein Hiatus in der deutschen Geschichte, ließ sich erst in etwas weiterem Zusammenhang unter dem Ausstellungstitel „Mittelalter im Ruhrgebiet“ 1990 demonstrieren⁷.

Das nächste große Memorium galt den Staufern. Es verband sich wieder mit einer Ausstellung, aber auf die Dynastie bezogen und daher ohne personale Jubiläums-

⁷ Seibt, Ferdinand u. a. (Hrsg.): *Mittelalter im Ruhrgebiet*. 2 Bde. Essen 1990.

brücke. Natürlich wurden der erste und der zweite Friedrich dabei zu Protagonisten. Und wieder war die Verbindung zwischen der gestalteten und der geschriebenen Botschaft aus einer fernen Zeit von Belang für die Gesamtdeutung, wieder also war die bislang seltene systematische Ausdeutung kunsthistorischer Quellen für die Historiker wichtig.

Das 600. Todesjahr Karls IV. stand dann 1978 vor uns. Hier offerierte sich ein Jubiläum, das man in Deutschland vielleicht ohne den Anteil bewußter „Böhmen“ durch die Nachkriegsereignisse im deutschen Geistesleben nicht besonders hervorgehoben hätte. Man mußte es allein in Deutschland feiern, in eigener Initiative, weil sich Karls „Mutterland“, die sozialistische tschechoslowakische Republik von ehemals, erst unter diesem Konkurrenzdruck zu einem Jubiläum veranlaßt sah⁸. Das Karlsjubiläum hatte aber, fern von Unfreundlichkeiten über die große Mauer, in Deutschland ein großes Spätmittelalterinteresse angeregt. Unmittelbar oder mittelbar mit seiner Person und der Epoche befaßten sich im Jubiläumsjahr mehr als 300 Publikationen, und eine ebenso große Zahl folgte nach⁹. Dazu erschienen auch drei einschlägige Biographien, abgesehen von drei koordinierten, themenorientierten Sammelbänden, und auch abgesehen von großer und zuvor unbekannter Aufmerksamkeit für die luxemburgische Dynastie.

Als Zusammenfassung von Kunst-, Kultur- und Personengeschichte hätte eine Ausstellung über Karl IV. allerdings jeden räumlichen Rahmen gesprengt. So ging die Kunstgeschichte eigene Wege und eröffnete, unmittelbar nach der biographischen Ausstellung über Karl IV. auf der Nürnberger Kaiserburg, ihrerseits in Köln eine große Schau mit dem Titel: „Die Parler und der Schöne Stil“. Die Verbindungen waren eng, die Katalogausbeute ist kaum zu überblicken¹⁰. Sie wirkte auch weit über den

⁸ Diese Entwicklung zitiere ich hier nach mündlichen Angaben tschechischer Kollegen. Sie wird sich gewiß aus den Protokollen der Akademie der Wissenschaften bestätigen lassen. Die Nürnberger Karls-Ausstellung wurde vom Freistaat Bayern finanziert und war eine Veranstaltung des Bayerischen Nationalmuseums unter Generaldirektor Dr. Lenz Kriss-Rettenbeck in Zusammenarbeit mit Baronin Dr. Johanna von Herzogenberg und mir. Baronin Herzogenberg gab auch den Ausstellungsführer heraus mit der Dokumentation sämtlicher Ausstellungsobjekte und aller verwendeten Texterläuterungen.

⁹ Graus, František: Kaiser Karl IV. Betrachtungen zur Literatur eines Jubiläumjahres. *Jahrbücher für Geschichte Osteuropas* 28 (1980) 71–88. – Wörster, Peter: Der 600. Todestag Karls IV. und seine Resonanz in der Tschechoslowakei. *Dokumentation Ostmitteleuropa* 5 (1979) 279–416, und besonders Moraw, Peter: Kaiser Karl IV. 1378–1978. Ertrag und Konsequenzen eines Gedenkjahres. In: *Festschrift für František Graus*. Hrsg. von Herbert Ludat und Rainer Schwinges. Wiesbaden 1982, 284–318. – In diesem Zusammenhang sei auch auf die ausführliche Beschäftigung mit der luxemburgischen Dynastie am Lehrstuhl von Heinz Stoob in Münster in jenen Jahren verwiesen, aus denen eine Festschrift entstand: Friedrich B. Fahlbusch und Peter Johánek (Hrsg.): *Studia Luxemburgensia*. Festschrift für Heinz Stoob. Warendorf 1989. Es gibt aber auch noch eine laufende Publikationsreihe „*Studia Luxemburgensia*“ im Fahlbusch-Verlag (Warendorf).

¹⁰ Als Zusammenfassung von Kunst-, Kultur- und Profangeschichte hätte eine Ausstellung über Karl IV. allerdings jede räumliche Demonstrationsmöglichkeit gesprengt. So ging die Kunstgeschichte nach gemeinsamer Planung einen eigenen Weg, und Anton Legner eröffnete nach der biographischen Ausstellung auf der Nürnberger Kaiserburg in Köln eine große

Augenblick. Man darf sagen, daß auf diese Weise das in der deutschen Historiographie so lange Zeit, beinahe seit Theodor Lindners Zeiten, also seit rund hundert Jahren, vergessene europäische 14. Jahrhundert eine ganz neue Aufmerksamkeit auf sich zog. Und das nun aber auf viele Weise: mit seiner weitgespannten Wirtschaft, mit seinen erstaunlichen technischen Innovationen, mit seiner literarischen Internationalität, mit seinem nun erst den ganzen Kulturkreis umspannenden Universitätsnetz und auch mit seinen religiösen Problemen – mit der Tatsache nicht zuletzt, daß dieses 14. Jahrhundert im Gegensatz zum 13., zum 12., zum 11. eben keine neuen religiösen Orden hervorgebracht hat, aber eine erstaunlich organisierte Laienfrömmigkeit in zahlreichen Formen. Auch trat neuerdings ins Bewußtsein, daß es da das größte Schisma gab und die große Pest, daß sich die Agrarreserven der mittelalterlichen Agrargesellschaft in der westlichen Hälfte Europas erschöpften und daß die östliche erst jetzt voll ins Spiel kam, während hinter dem Horizont schon die osmanische Expansion an die Mauern der Christenheit klopfte.

Das aber augenscheinlich nicht oder doch zumindest nicht nur mit neuen Einsichten durch quantitative Analysen zur Städtkultur oder zum unterschwelligem Wachstum neuer Wirtschaftsräume, auch nicht durch die Einsicht in die Eigenart und das Wesen langfristiger historischer Krisen – sondern, nach einem sehr alten metalogischen Prinzip historischer Urteilsbildung – auch mit den Mitteln der Biographie! Zwei Karlsbiographien entstanden beinahe zur selben Zeit – meine Darstellung über Karl als einen „Kaiser in Europa“ 1978, Spěváčeks zunächst deutsche Biographie über Karls Leben und seine staatsmännische Leistung 1979. Drei Kaiser heben ihre echten oder fiktiven Bildnisse auch neuerdings wieder von hochglänzenden Bucheinbänden ab: Heinz Thomas schrieb 1993 eine Biographie über Kaiser Ludwig den Bayern, 1314–1347. Heinz Stob bereicherte das Karls-Jubiläum noch 1990 mit einer verspäteten Biographie über „Karl IV. und seine Zeit“, und Wilhelm Baum bescherte dem Buchmarkt 1993 nach 150 Jahren wieder eine Biographie über Kaiser Sigismund. Zudem publizierte František Kavka 1993 zwei Bände über die Regierung Karls IV. während seines Kaisertums (1355–1378)¹¹. Dazu tritt noch ein reichlich verspäteter Sammelband eines recht interessanten Symposiums, das man möglichst rasch der Forschung empfehlen sollte: nämlich das erste Buch seiner Art in der Forschungsgeschichte, in dem ungarische, polnische, slowakische, tschechische, österreichische und deutsche Fachleute gemeinsam die Herrschaft jenes Sigismund von Luxemburg diskutierten, der bis dahin zwischen den einzelnen Nationalhistoriographien in

kunsthistorische Schau: „Die Parler und der Schöne Stil“ mit einem vierbändigen Katalog, den er unter dem gleichen Titel herausgab (Köln 1978).

¹¹ Stob, Heinz: Kaiser Karl IV. und seine Zeit. Graz 1990. – Baum, Wilhelm: Kaiser Sigismund. Konstanz, Hus und Türkenkriege. Graz 1993. – Kavka, František: *Vláda Karla IV. za jeho císařství (1355–1378)* [Die Regierung Karls IV. während seines Kaisertums]. 2 Bde. Prag 1993. – Thomas, Heinz: Ludwig der Bayer. Kaiser und Ketzer. 1994. Graz-Regensburg. Dazu tritt noch eine anschauliche, auch für den Fachmann mit Bild und Wort lehrreiche Darstellung von František Kavka: *Am Hofe Karls IV.* Dt. Stuttgart 1989. – Zu meinem Bedauern ließ sich die soeben erschienene Biographie von Jörg K. Hoensch: *Kaiser Sigismund 1368–1437. Herrscher an der Schwelle zur Neuzeit* (München 1996) in dieser Zusammenstellung nicht mehr berücksichtigen.

schwarz-weiß Darstellungen kontrastierte. Anlaß dafür bot die Gedenkausstellung 1987 in Budapest zum 550. Todestag des Herrschers. Man darf hoffen, daß auch diese Initiative Schule macht, ähnlich wie das Karls-Jubiläum von 1978¹².

Fast scheint es, als wolle das so lange stiefmütterlich behandelte Spätmittelalter sich nun mit dem Genre der Biographien besonders einführen: Drei neue Biographien also, und eine Zusammenstellung der politischen Aktionen, die natürlich auch geprägt ist von der Frage nach politischen Profilen; dazu noch ein Sammelband, der gerade so um eine Herrscherpersönlichkeit kreist: Ist das nun der moderne Zugang zum Zeitalter der Luxemburger? Ist das auch, im Sinn der Vorerwägungen, womöglich ein neuer Ansatz in der Mediaevistik oder zumindest doch vielleicht gerade jener Boden, auf dem einander die solange von einander getrennten westlichen und östlichen Historiker bei allen Unterschieden der gern oder gezwungenermaßen verfolgten Perspektiven ihrer Arbeiten wieder begegnen können¹³?

Vielleicht läßt sich eine griffige Antwort gerade auf die letzte Frage finden, die auch wirklich zusammenfaßt, warum eine Lücke klaffte im Gespräch zwischen der westlichen Mediaevistik, zu welcher bei allen möglichen Akzentuierungen im fachsprachlichen Diskussionskreis die bundesdeutsche Geschichtswissenschaft ganz ohne Zweifel zählte – und der östlichen Kollegenschaft, die, ihrerseits auch wiederum in manche Lager gespalten, doch in ihrer Arbeit der letzten vier Jahrzehnte so oder so mit dem marxistischen Pflichtpensum sich auseinandersetzen mußte: das ist die Frage nach dem Anliegen einer Biographie überhaupt.

IV.

Eine Biographie ist in mancher Hinsicht eine extreme wissenschaftliche Aufgabe in unserem Fach, und man darf vorausschicken: Die wenigsten Biographien genügen diesem Anspruch. Hier kreuzt nämlich Rankes so oft und so naiv wiederholtes Anliegen einen ganz anderen Weg, den der große Erfolgsschriftsteller des späten 19. Jahrhunderts selber niemals beschritten hat. Oder muß man den Umstand, weil er noch zu wenig geklärt erscheint, besonders hervorheben? Ranke setzte immer wieder seine spitze Feder an, um „Epochen“ darzustellen; aber er wählte niemals eine historische Persönlichkeit zu seinem Objekt. Dabei kann man absehen von seinen einprägsamen und treffenden Skizzen der Akteure, mit denen er sozusagen seine Darstellungen säumte. Einer einzelnen Persönlichkeit selbst, einem Menschen nicht nur, um zeitgenössisch zu zitieren, mit seinem „Widerspruch“, sondern auch im gesamten Umfeld seines Lebenshorizontes, hat sich Ranke nie gewidmet. So muß man es nämlich auch bezeichnen: Eine Biographie bedeutet anderes als den Anspruch, „zu zeigen, wie es eigentlich gewesen“; hier geht es darum, zu zeigen, wie *er* eigentlich gewesen.

¹² Josef Macek†/Ernö Marosi/Ferdinand Seibt (Hrsg.): Sigmund von Luxemburg. Ertrag eines Symposiums 1987 zum 600. Jubiläum seiner ungarischen Krönung und zum 550. Todestag. Warendorf 1994; dazu die Rezension von Jörg K. Hoensch in BohZ 36 (1995) 186–189.

¹³ Dazu meine Kommentare: Summa Historiae (BohZ 27, 1986, 360–373); Weiße Flecken (BohZ 31, 1990, 360–371) und die Rezension des Essays Historické proměny češství von Jan Křen (BohZ 35/1994, 160–164).

Diese Auseinandersetzung mit einem Menschen ganz allein, auf sehr unterschiedlichen Wegen, bei der jenes „Eigentliche“, laut Ranke nach langer Mühe schließlich aufsteigend aus dem Staube der Akten, sich doch nur als die Summe einer politischen Aktions- und Reaktionsfolge in einem Kopfe herausbilden kann, das hat Ranke niemals unternommen. Gewiß hat der scharfsinnige Rekonstrukteur der politischen Geschäfte bei aller Einsicht in die menschlichen Reaktionen, die ihn weit über die meisten seiner Nachfolger an den Lesepulten der Archive hob, eine solche Abstinenz mit gutem Grund gepflegt. Denn Ranke verfolgte andere Ziele, und eine biographische Rekonstruktion der Vergangenheit an sich, mit der ganzen Ansprüchlichkeit einer runden Persönlichkeitsschilderung, schloß er darin nicht ein¹⁴.

Unter unseren Autoren hat sich zu dieser Konsequenz nur einer klar bekannt: František Kavka definiert in der Vorrede zu seinem zweibändigen Werk über Karls kaiserliche Politik eben gerade diese Abstinenz von der Biographie und die Beschränkung auf die politischen Fakten. Dabei sieht er guten Grund, auch nach den beiden ihm vorliegenden umfangreichen Biographien, nämlich meiner aus dem Jahr 1978 und der von Jiří Spěvák von 1979, eine solche Übersicht über das politische Werk des Kaisers zusammenzustellen. Er wendet sich gegen die Auffassung, nach 1355 hätte Karl den großen Aufriß seiner politischen Pläne bereits abgeschlossen und es folge nun nur mehr eine „Politik der kleinen Schritte“¹⁵. Das ist eine wichtige Einsicht in den persönlichen Entwicklungsgang Karls, wie ich sie auch in meiner Biographie noch ohne Kavkas Material geradeso vertreten habe. Kavka hat seine Arbeit am sorgfältigsten im Vergleich unserer fünf Titel dokumentiert. Jedem Kapitel folgen Anmerkungen in kurzer Form, und die gesamte benützte Literatur findet man am Schluß der Bände. Kavka hat dabei, zwar nicht vollständig, was eigentlich Computerarbeit wäre, aber doch mit großer Umsicht, auch die neueste Literatur benützt, auch Arbeiten junger Autoren neben den bekannten. So bezieht er sich auf die Studien zur luxemburgischen Territorialpolitik von Lenka Bobková oder auf die Münchner, vom Collegium Carolinum publizierte Magisterarbeit von Gerhard Losherr, beide aus der Mitte der achtziger Jahre. Auch andere neue Titel kann man bei ihm angesprochen finden, mit denen er diesen oder jenen Gesichtspunkt unterstreicht oder bestreitet. Kavka liefert eine ganz solid aufgebaute und weitgespannte Darstellung mit dem Fazit, daß von „kleinen Schritten“ in Karls Kaiserpolitik, also nach 1355, keine Rede sein kann; es gibt vielmehr einen neuen Aufbruch, gipfelnd in Karls nordostdeutscher Territorialpolitik, ebenso wie in seiner neuen Selbstdarstellung im zweiten Bauabschnitt auf dem Karlstein, wie ich hinzufügen möchte.

¹⁴ Von Ulrich Busse: Das Individuum in Rankes Papstgeschichte und in seinen Frühwerken (Diss. Hamburg 1933) ist das Problem getroffen. Dazu vgl. dort bes. S. 8 u. 71. Über Rankes „Römische Päpste“ urteilte Franz Schnabel 1934: „Ein Meisterwerk, weil hier die individuelle und die universale Geschichte am vollkommensten zusammenfallen.“ Generell hat sich zuletzt Hayden White mit den Arbeitsmethoden u. a. auch Rankes befaßt, wie oben Anm. 5.

¹⁵ Kavka: *Vláda Karla IV.*, Bd. 1, S. 9. Im Zusammenhang mit Kavkas Anliegen muß man auch die gleichzeitig erschienene gründliche Ergänzung des großen Regestenwerkes aus dem 19. Jahrhundert durch Ellen Widder zitieren: *Itinerar und Politik. Studien zur Reiseherrschaft Karls IV. südlich der Alpen*. Köln-Weimar 1993. Dazu meine Rezension in *Das Historisch-politische Buch* 1994.

Karl hatte seiner Dynastie ein Imperium hinterlassen. Daß es die politische Realität in den nächsten Jahrzehnten zerbrach oder die Pläne zu seiner Festigung und Verwirklichung nicht reifen ließ, dieses Schicksal teilt Karl mit den meisten Politikern. Wir denken ja offensichtlich oft nicht darüber nach, daß eine sogenannte politische Ära ihren Namenspatron kaum je überdauert – und warum das so ist! Kavka hat in diesem Sinn unterstrichen, was auch manche Arbeiten in den Jahren vor ihm bereits hervor gehoben haben, aber das in weiten Zusammenhängen, wenn man die gehörige Sensibilität dafür aufbringt. Den neueren Arbeiten hat er dabei nicht geradewegs widersprochen. Aber er hat seinen eigenen Akzent gewählt: Dem „Bohemo-Zentrismus“, wie ihn Spěváček entwickelte, hat er letzten Endes Karl als europäischen Dynasten entgegen gesetzt. Und gerade das ist ein Zusammenhang, um dessen Profilierung ich mich in meiner Biographie mit mentalitäts-, mit kunst-, mit politikgeschichtlichen Quellen weidlich bemüht habe. Es ist auch jener Zusammenhang, den die Nürnberger Ausstellung von 1978 aktualisierte, denn auch eine Ausstellung, zumal, wenn sie in allen Texten dokumentiert ist und in jedem Bilde festgehalten, darf man ja doch wohl als ein rechtschaffenes Medium der Vermittlung historischen Fachwissens gelegentlich zitieren¹⁶.

Kavkas hilfreiche Arbeit beruht freilich auf dem bekannten und edierten Material. Sachkenner schätzen im Zusammenhang mit einer notwendigen Neuauflage – vielleicht kommt dem zähen Gang dieser Regesten-Editionen im Jahrhundertsritt je ein flottes Computerprogramm zu Hilfe – die in Wirklichkeit noch vorhandenen und bisher nicht gedruckten Urkunden aus Karls Kanzlei noch einmal auf etwa die Hälfte des vorliegenden Materials. Für unsere Zeit gibt es keine bessere Grundlage. Doch allein schon für die Reisegewohnheiten des Kaisers ist Kavkas Zusammenstellung, das sei hervorgehoben, eine wichtige Korrektur im Rahmen der sogenannten Itinerarforschungen. Nur wenige der römischen Imperatoren im fernen nordalpinen Deutschland, „stets Mehrer des Reichs“ nach der verfehlten Ethymologie des Isidor von Sevilla, lassen ja doch auf ihrer unstillen Lebensbahn als Reiseherrscher die Verbindung zu ihren politischen Plänen so deutlich erkennen wie eben Karl. Auch das wird man fortan mit Hilfe von Kavkas Doppelband genauer nachzeichnen können.

Keine Frage aber, Kavka hat bewußt und konsequent keine Biographie verfaßt; doch er hat wesentliches zu einer politischen Epoche zusammengetragen, und es bleibt offen für künftige Biographen. Korrekturen am Bekannten bleiben auch jedem Leser von Kavkas zweibändiger Darstellung unbenommen; oder bleiben sie ihm aufgetragen? Eben gerade jene Unsicherheit, die Ranke prinzipiell vermied, ist mit seiner Abstinenz nicht aus der Welt geschafft. Aber gewiß ist die Wahl schwer zwischen

¹⁶ Zur dynastischen Politik als dem eigentlichen Selbstverständnis seines Handelns in meiner Karls-Biographie besonders die Kapitel 4–6. Im Aufbau der Ausstellung 1978 bildete die luxemburgische Herkunft nicht nur wegen der räumlichen Orientierung im mittelalterlichen Weltbild, sondern auch wegen ihrer Position im Selbstgefühl Karls und offenbar auch seiner Umgebung den ersten Schwerpunkt, vgl. Herzogenberg (wie Anm. 8). Dort auch die entsprechenden Erläuterungstexte. Eine ausführliche kunstgeschichtliche Würdigung der zeitgenössischen Darstellungen in dem von Anton Legner herausgegebenen Katalogwerk 1978/79. Zum Karlstein Kavka: Am Hofe Karls IV. und meine Interpretation in Barbara Schock-Werner (Hrsg.): Burg- und Schloßkapellen. Stuttgart 1955, 3–8.

der Einschätzung oftmals nach ihrer Originalität, nach Zufälligkeiten oder nach unbekanntem Faktoren relativierter Handlungen auf der einen Seite und einem Persönlichkeitsbild auf der anderen. Und: Was macht denn eigentlich eine Persönlichkeit aus?

V.

Eine solche Frage hat sich nun leider offensichtlich die letzte der drei neueren Karls-Biographien, eben die von Heinz Stooß, eigentlich gar nicht gestellt. Stooß wollte berichten über „Karl IV. und seine Zeit“ – und das ist wohl ein Allerweltstitel. Spätestens beim Fazit seiner Darstellung wurde ihm das auch selber klar: Da nennt er seine Arbeit vorläufig. Natürlich: „Denn wir sind alle nur Vorläufer, und nach uns wird kommen – nichts Nennenswertes!“ Aber mit dem Sarkasmus von Bert Brecht ist hier vielleicht doch nicht die ganze Lebensweisheit umschrieben. Stooß hatte sich und seine Schüler länger als ein Jahrzehnt mit dem Thema beschäftigt, daraus entstand eine ganze Serie von „Studien zu den Luxemburgern und ihrer Zeit“, verlegerisch betreut von Friedrich Bernward Fahlbusch, eine Leistung, für welche die Wissenschaft in mehrfacher Hinsicht Dank schuldet. Wer wird je eine vergleichbare Forschungsgruppe wieder aufbauen und zu Synthesen führen können?

Zurück zu Stooßs Biographie: sie muß sich natürlich in die Forschungslage einfügen, aber merkwürdigerweise sucht der Autor, die lange vor seiner Arbeit entstandenen Biographien nach ihrem biographischen Fazit, nach ihrem Persönlichkeitsbild erst einmal kritisch abzuwerten. Das ist zweifellos nicht der interessanteste Teil seiner Ausführungen. Denn wer wollte heute noch ernsthaft Karls Persönlichkeit an den Urteilen vom Ende des 19. Jahrhunderts messen? Stooß setzt sich bei dieser Gelegenheit nämlich nur mit der älteren, nach unserem Lesehorizont eigentlich mit der ältesten Literatur auseinander, und er verurteilt noch einmal Aussprüche von Jacob Burckhardt und Emil Werunsky, und auch im Handbuch von Gebhardt-Grundmann vermißt er die Berücksichtigung der „zutiefst legitimistischen und fast mystisch religiös fundierten Grundlagen von Karls Denken“. Das ist ein wenig enttäuschend angesichts eben gerade der vielen neueren Arbeiten und ehrlich gesagt, eben auch meines eigenen Versuchs, damals schon zwölf Jahre zurückliegend, just jene mystisch-religiösen Grundlagen von mehreren Seiten zu beleuchten und in einen solchen kongruenten Zusammenhang zu rücken, daß wir daraus ein Persönlichkeitsbild rekonstruieren können. Aber Stooß hat meine Biographie von 1978 merkwürdigerweise in seiner Umschau gar nicht angesprochen. Man hat den Eindruck, als habe er seine Urteile lange vorher gebildet und nun allzu spät publiziert.

Ich habe, um diese Kritik weiter zu spinnen, meine Darstellung seinerzeit mit fast 1000 Anmerkungen versehen. Heinz Stooß hat in seinem Buch auf Anmerkungen verzichtet. Da läßt sich dann tatsächlich nicht gut diskutieren. Denn es gibt gewisse Eigenheiten in unserem Handwerk, die man wohl durch keinen Modernismus ersetzen kann. Heinz Stooß ist dennoch gelegentlich unzufrieden mit mir, denn die Formel, Karl IV. sei „ein Kaiser in Europa“ gewesen, wirke allzu pauschal. Dieses Urteil teile ich natürlich, nur darf ich darauf hinweisen, daß es sich dabei nicht etwa um irgendeine Synthese im Text meiner Darstellung handelte, sondern um den Buchtitel. Der pflegt pauschal zu sein. So ganz unberechtigt war er wohl nicht. Denn Heinz

Stoob kommt schließlich in den letzten Zeilen seines Buches, wo man zu summieren pflegt, gerade diesem meinem Buchtitel ganz nahe: „Unter den spätmittelalterlichen Kaisern hatte er allein wirklich universalen, den ganzen Kulturkreis überspannenden Rang. Die Deutschen wie die Böhmen, die Burgunder wie die Niederländer, ja selbst die Franzosen und die Italiener haben ihn als den Ihren angesprochen ...“¹⁷ Stoobs Buch trägt den Titel: Kaiser Karl IV. und seine Zeit.

Man muß mit vorangegangenen Darstellungen gar nicht immer zufrieden sein, aber man muß sich wohl nach den Regeln der Zunft mit ihnen auseinandersetzen. Wenn Stoob zuguterletzt – es liegt mir nahe, auch hier wieder an meinen Buchtitel vom „europäischen Charakter“ der Herrschaft Karls zu erinnern – die Itinerare, die Reisewege Karls durch Europa zum Schlüssel für das Verständnis seiner politischen Persönlichkeit erhebt, dann scheint das gewiß sehr brauchbar, wenn das auch noch keine Biographie ausmacht. Die Sache zwingt mich aber, doch darauf hinzuweisen, daß geradewegs ein Itinerar in den gleichen vier Abschnitten, wie sie auch Stoob interpretiert und kartographisch darstellt, in der Nürnberger Ausstellung 1978 zu sehen war und daß Winfried Eberhard die zugehörige Interpretation 1978 in dem von mir herausgegebenen Sammelband über Karl IV. – Staatsmann und Mäzen geliefert hat¹⁸.

Viel leichter kann ich mich anfreunden mit dem zweiten Teil von Stoobs Buchtitel: „... und seine Zeit“. Den großen Abschnitt über „Das Reich in seinen Gliedern um 1350“ halte ich für lehrreich und weiterführend; die Perspektive etwa: „Einung und Gemeinde als Ordnungskräfte im 14. Jahrhundert“ verdient dabei wohl einen besonderen Akzent, nicht nur wegen ihrer anerkanntswerten Einsichten an sich, sondern auch im Hinblick auf dieses weittragende Strukturprinzip, das in ganz anderen Zusammenhängen Peter Blickle kürzlich unter das allgemeine Schlagwort vom „Komunalismus“ gefaßt hat. Auch das Kapitel über die „Jahre der Machthöhe bis 1368“ verdient aus seinen inneren Gesichtspunkten besondere Anerkennung, ebenso wie der Rezensent bedenkenlos das Kapitel über „Neue Kräfte in Europa und im Reich um 1370“ der allgemeinen Lektüre empfiehlt. Aber immer wieder fällt Stoob in die Bemühung zurück, Karl gegen eine längst überholte, politische Historiographie zu verteidigen, die das Anliegen seiner erfolgsorientierten Diplomatie überhaupt nicht begriff, die nicht verstand, daß Karl längst die Ohnmacht des Papsttums und die Vormacht der oberitalienischen Städte kalkuliert hatte, um die manch deutscher Historiker selbst im 20. Jahrhundert noch zu kämpfen entschlossen ist, und daß er stattdessen nach den Möglichkeiten seines Horizonts als ein geschickter Schachspieler agierte – sein Schachbrett muß nur erst einmal ordentlich aufgewiesen werden. Man hat hier den Eindruck, Stoob habe das alles bereits geschrieben, noch ehe 1978 meine Biographie erschienen war.

¹⁷ Stoob: Kaiser Karl IV., 406.

¹⁸ Eberhard, Winfried: Zum Itinerar Karls IV. In: Seibt, Ferdinand (Hrsg.): Staatsmann und Mäzen. München 1978, 101–107, mit vier Karten. Dazu auch Eberhard, Winfried: Ost und West: Schwerpunkte der Königsherrschaft bei Karl IV. In: Zeitschrift für historische Forschung 8 (1981) 13–24.

VI.

Es scheint mir freilich schlechthin unerträglich, sollten wir uns tatsächlich abgewöhnen, in offener und sachgerechter Diskussion unserer eigenen Fachliteratur zu arbeiten. Das ist nun aber leider auch der Fehler eines so zunftbewußten Autors wie Heinz Thomas in seiner Darstellung über Ludwig den Bayern. Die unsachliche Auseinandersetzung mit der Zunft schlägt schon durch im sogenannten Waschzettel des Buches auf dem Schutzumschlag. Die mag aber der Verlag verfaßt haben; das Vorwort stammt zweifellos vom Autor selbst, und hier schickt er sich an, den in der Historiographie ja tatsächlich seit Jahrzehnten umstrittenen Kaiser Ludwig (1316–1347) gegen namentlich nicht genannte neuere Vorwürfe der Karls-Forschung zu verteidigen. Solche Vorwürfe sind mir bisher unbekannt. Heinz Thomas selbst hat meine Biographie seinerzeit in den Blättern für Deutsche Landesgeschichte sehr freundlich rezensiert, die Biographie von Jiří Spěváček wird er nicht gemeint haben, und die Stoobs geht in den entscheidenden Passagen ganz andere Wege. Nun muß man lesen: „Einen Kult des Bayern hat es nie gegeben, selbst nicht zu seinen Lebzeiten. In Ludwigs Hauptresidenz München gibt es heute zwar ein nach Karl IV. benanntes Collegium Carolinum, niemand hat aber bisher daran gedacht, irgendeine wissenschaftliche Institution nach Ludwig dem Bayern zu benennen ...“¹⁹. Wie soll man das deuten? Unter den Mängelrügen, die manchmal unser Münchner Institut erreichen, wäre ein besonderer Karlskult jedenfalls neu. Und weiter: „Da [Ludwig] keine Universität gegründet und keine Autobiographie geschrieben hat, wurde die Zeit des Konflikts zwischen ihm und Karl, die bereits 1339 einsetzte, mehr oder weniger nach den von Karl vorgegebenen Urteilmustern geschrieben ... Selbst einigermaßen reflektierte Historiker geraten bei Studien zu diesem Kaiser nicht selten geradezu in Verzückung und betreiben einen Heroenkult beamtenhaften Zuschnitts, der hin und wieder geradezu in Geschichtsklitterung endet.“ Man darf fragen, ob solche Urteile eigentlich noch dem Niveau unserer Zunft entsprechen – den Methoden zweifellos nicht, denn auch hier fehlen Angaben zu Quellen und Literatur.

Vielleicht war ja auch alles nicht so gemeint. Heinz Thomas hat einen meisterlichen Vorrat an Anekdoten und *on dits*, und wenn er seine Schatztruhen öffnet, läßt sich die zeitgenössische Chronistik rekonstruieren. Allerdings mit aller Unbeholfenheit, Typologie und Voreingenommenheit eben derselben Zeit, die der Autor den Lesern stillschweigend zur Kritik anbietet, anstatt sie selber gehörig zu analysieren. So ist es denn auch gar kein Wunder, daß auf solche Art keine Biographie entstand; daß man sogar wichtigen Fragen um Ludwigs Leben nur am Rande begegnet, wie etwa seiner Einstellung zu jener kleinen Gelehrtenversammlung, über deren Münchner Exil er seine schützende Hand hielt. Karl Bosl hat hier einst in einer bekannten Abhandlung von einer „Münchner Akademie“ gesprochen. Aber Karl Bosl fehlt doch tatsächlich bei Thomas im Literaturverzeichnis! Auch Friedrich Bock figuriert da nur am Rande, jener Autor der letzten Generation, der sich im Lauf seiner Lebensarbeit bekanntlich sehr nahe an eine Biographie Ludwig des Bayern herangearbeitet hatte. Spindlers Handbuch der Bayerischen Geschichte ist dort zwar zu finden, aber vergeblich sucht

¹⁹ Thomas: Ludwig der Bayer 9. Auch hier bleibt Thomas Beweise schuldig.

man nach dem besonderen Beitrag darin über Kaiser Ludwig²⁰. Zwar wird man dem Autor danken, weil er den erst vor gut zwanzig Jahren edierten „Lohengrin“ aus den Zeiten Ludwigs, als Hofdichtung auf seine Gemahlin bezogen, ins Gespräch brachte und damit ein bißchen weiter griff in die Hofkultur als seine Vorgänger; weil er die Ettaler Gründung nicht ignorierte und weil er eindringlich die Münchner Kanzlei mit ihren deutschen Urkunden besprach – übrigens zu Unrecht gegen die angeblich noch immer gepflegte einseitige Hochschätzung von Karls Kanzlei agitierend, deren Bedeutung für die Entwicklung unserer Hochsprache die Germanisten zugunsten anderer Quellen in Wirklichkeit längst zurückgestellt haben.

Die Ludwig-Biographie von Thomas ergibt jedenfalls kein Porträt – und durch das aktuelle Forschungsgespräch führt sie ebensowenig wie das Buch von Stoob. Das zeigt sich dann auch buchstäblich auf den letzten Seiten, wo sich Thomas mit einem munteren, aber eben doch vieldeutigen Stereotyp aus der Quellsprache um „Ludwigs Persönlichkeit und eine Bilanz seiner Politik“ bemüht. Und am Ende wünscht man sich gar einen der mehrfach beschimpften „Panegyriker Karls IV.“ an den Schreibtisch von Heinz Thomas, um an der Stelle des Stereotyps vom „Bayern“ etwas deutlicher den vielfach entscheidungsschwachen, seiner selbst nicht sicheren, sprunghaften und von guten wie von unfähigen, von überspannten wie klarsichtigen Ratgebern immer wieder in unterschiedliche Richtungen gedrängten Ludwig doch wenigstens ein bißchen faßbarer vor sich zu haben!

VII.

Was verhilft nun aber zu einem solchen Bild – selbst noch in der panegyrischen Hyperbel? Was schafft aus dem Haufen von Informationen ein Porträt? Was bewahrt dabei den Autor vor allen falschen und schiefen Urteilen, vor falschem Lob ebenso wie vor dem billigen Tadel des rückblickenden Besserwissers?

Da steht also der Versuch zur Debatte, eine Persönlichkeit zu rekonstruieren, und das möglichst nicht nur aus ihren politischen Unternehmungen, wo man billigerweise noch am ehesten Rankes Prinzipien folgen kann, sondern aus dem ganzen Umkreis eines Menschenlebens, so weit es sich nur irgendwie greifen läßt. Deshalb ist allein schon die Quellenbasis für manche Biographie allzu dürftig und die Ausflucht in Untertitel verständlich, verräterisch, wie sie nun einmal sind. Der Biograph jedenfalls, im rechten Sinn, soll nicht allein versuchen, einen Lebensweg zu rekonstruieren, nicht nur eine biographische Chronologie. Das sind zwar die unentbehrlichen Hilfsmittel auch für eine jede Biographie, und niemand sei gering geschätzt, der sich sein Leben lang rechtschaffen um Daten und Fakten bemüht. Zur Rekonstruktion einer Persönlichkeit sind sie gewiß wichtig; aber nicht hinlänglich.

Es geht bei einer Biographie doch im extremsten Ausmaß darum, sich der Grundlage aller historischen Arbeit zu erinnern, die vor mehr als hundert Jahren Ernst Bernheim skizzierte: Seine „historische Methode“ hat heute noch ihre Gültigkeit, und

²⁰ Spindler, Max (Hrsg.): Handbuch der Bayerischen Geschichte. Bd. 2. München 1966.

ohne sie wäre im Gegenteil alle Historiographie um ihren Kern gebracht²¹. Man muß nämlich davon ausgehen, daß der kleine Lichtkreis unseres Wissens am Ende einer durch Jahrhunderttausende dunklen menschlichen Entwicklungsgeschichte uns ein Produkt offeriert, mit dem unsere geistige Konstitution noch immer identisch ist, so wie unsere physische auch. Nur auf dieser Grundlage läßt sich alle Geschichtswissenschaft betreiben, ob sie nun ein Individuum oder ein Kollektiv zum Objekt hat.

Natürlich schieben wir, inzwischen längst gewitzigt in den hundert Jahren seit Bernheim, bestimmte Wandlungen und Varianten ein, Mentalitäten nach einem neuen Begriff, typologisch, chronologisch gehörig gefiltert, und wenn wir auch nicht mehr an den „Menschen des Mittelalters“ glauben, dem man in den Zwanziger Jahren zu einigen Buchtiteln verhalf, zuletzt noch einmal 1983, so gibt es doch andere differenzierende Fluchtpunkte, um auf der gemeinsamen Basis Mentalitätshorizonte abzustecken und vor wie zwischen ihnen auch Individualitäten zu ihrem Recht zu bringen.

Die ständige Arbeit um Rekonstruktion auf dieser Basis wird einem Biographen im Fortschritt seiner Arbeit ein Persönlichkeitsbild vermitteln, das sich weiter oder enger abstecken läßt; das er mit geringerer oder mit größerer Sicherheit zu treffen vermeint. Da geht es um den Zusammenhalt aller Konsequenzen in Handlungen, Urteilen und Impressionen, die sich bei seinem Objekt zeigen und fassen lassen, und dabei sind natürlich auch die Inkonsequenzen eingeschlossen. Und wer nur je versteht, sich in ein solches Gefüge hinein zu denken, der sollte die Aufgabe einer Biographie auf sich nehmen. Ein anderer nicht.

Weit entfernt von einer solchen Unternehmung sind einseitige Wertungen. Damit wäre eben das biographische Anliegen überhaupt verkannt. Hier ginge es nämlich um das Urteil über Handlungsabläufe, es ginge um Rankes Problem, aber nicht um die Aufgabe, aus vielen Einzelheiten in einem bestimmten Kreis alles auf ein reagierendes, fühlendes, seinen Sehnsüchten folgendes, nach seinem Realitätsvermögen handelndes Etwas zurück zu führen – eben auf ein Subjekt.

Ich bin nicht sicher, ob das allen genannten Autoren bei ihren Recherchen deutlich war. Ich fürchte sogar, daß Autoren, denen noch nicht einmal das Anliegen einer Biographie vor Augen ist, auch diese kritische Umschreibung nicht verstehen, noch weniger auch das völlig anders ausgelegte biographische Anliegen, das man verfehlen kann oder treffen. Man verfehlt dieses Anliegen übrigens nicht unbedingt mit Panegyrik. Panegyrik ließe sich aus ruhiger Einschätzung der Dinge kritisch zurechtrücken wie eine Karikatur zugunsten eines Porträts.

Die vielen kleinen und großen individuellen Impulse rühren natürlich aus einem bestimmten Zeithorizont. Er muß erfaßt werden, zu allererst, und er kann womöglich weit besser gelingen als die Schlüsse daraus, so wie etwa nach meinem Dafürhalten die synchronistischen Schnitte in der Karlsbiographie von Heinz Stoob am besten geraten sind. Das Anliegen, eine Persönlichkeit zu erfassen, wird immer wieder eine solche synchronistische Arbeit erfordern, ehe man, sozusagen, diachronisch einem Lebensweg folgt. Denn da bleibt für einen solchen Weg auch noch die schwierige Aufgabe, einen Entwicklungsgang nicht nur als Abfolge möglicher Konsequenz oder deutlicher

²¹ Bernheim, Ernst: Die Grundlagen der historischen Methode. Berlin 1888.

Veränderungen zu skizzieren, sondern eine solche Abfolge auch noch einzufügen in die biologischen Gegebenheiten. Eine rechte Biographie sollte vom jungen über den reifen zum alten Menschen zu führen imstande sein, nach ihren Auskunftsöglichkeiten ebenso wie nach dem Urteilsvermögen des Autors.

Da ist also auch durchaus die Rede von Faktoren, die weit über den Horizont der sogenannten historischen Grundlagenforschung reichen; die man deshalb auch nur dem fachlich wie menschlich reifen Urteilsvermögen anheim stellen kann, mit allen Kautelen, aber doch immer wieder mit der Sicherheit eines gewissen Einfühlungsvermögens, auf das sich die ärztliche Wissenschaft an der Peripherie ihrer Grundlagen ebenso beruft wie die Psychologie; auf das alle Wissenschaft vom Menschen berechtigterweise zurückgreifen darf, freilich in sicherer Hand. Das wird man schlecht demonstrieren können. Es sollte sich auch niemand darauf berufen, aber man darf als Leser oder als Hörer das Treffende solcher Urteile getrost bezeugen – oder man darf es vermissen. Das mag einer schmalen Brücke zwischen Autor und Leser überlassen bleiben, und entsprechende gedankliche Begegnungen finden wohl auch oft genug statt.

Aber lassen wir die diffizileren Geheimnisse einer wirklich ansprechenden Biographie beiseite: Es fehlt schon an der gröberen Voraussetzung, an der einfachen Erarbeitung gewisser Grundsätze einer Persönlichkeit, wie wir sie einer jeden unserer intensiveren Bekanntschaften ebenso entnehmen: Daß da ein mutiger Mensch auch zum Risiko bereit ist und dort ein timider; daß jemand im Laufe seiner Jahre gelernt hat, dem Herkömmlichen zu vertrauen, und dort ein anderer immer wieder auf der Suche nach Neuerungen ist; daß hier ein Einfallsreicher auf seinem Lebensweg ist und dort ein nun wirklich beschränkter Mensch nichts anzufangen weiß mit den Lebensumständen, in die er geraten ist, und sich auf Freunde und gute Ratschläge verläßt, wenn er welche findet, oder auch nicht einmal dazu das gehörige Urteilsvermögen besitzt; daß da einer immer wieder seinem Schicksal vertraut, seinem gutem Geist, seiner Auserwählung; und dort einer kaum imstande ist, die ihm zugefallene Position für sich selbst und die ihm Anvertrauten zu nützen; daß da einer den Horizont seines Daseins nur im Greifbaren sucht und dort ein anderer auch noch in transzendenten Orientierungen.

Ich will alle die Positionen nicht aufzählen, die man suchen, ertragen und kennzeichnen kann, wenn man es mit Monarchen im 14. Jahrhundert zu tun hat; bei den demokratischen Politikern unserer Zeit suchte man natürlich nach anderen Qualitäten. Ich will mich auch nicht in Experimente zwischen Psychologie und Geschichte drängen, zu denen fast allen mir bekannten Autoren die psychologische Sachkenntnis fehlte und allen mir bekannten Psychologen die Faktenbasis. Wir sind, so weit uns unsere Auskunftsöglichkeiten ausgestattet haben, auf eine intelligente Begegnung mit historischen Persönlichkeiten angewiesen, wie sie uns die Gegenwart auf der Grundlage von Lektüre und Zeugenbefragung, von Tatsacheinschätzung und Einfühlungsvermögen vermitteln kann. Dem Historiker fehlt der persönliche Eindruck, und nur ab und zu, etwa seit Karl IV. oder seit Sigismund, kann uns wenigstens die künstlerische Überlieferung aushelfen. Aber alles das ist eben zu gestalten – oder aber man stellt, mit jener dankenswerten Konsequenz wie František Kavka, die reflektierten politischen Handlungen zusammen, auf der uns möglichen, auf der erreichbaren Quellenbasis, und schreibt danach gerade keine Biographie.

VIII.

Also, um es zusammen zu fassen: im Rahmen ihrer Titel bleiben die drei versprochenen Kaiserporträts leer. Weder Karl IV. im Bilde von Heinz Stoob gewinnt Gestalt, wobei sich eben dieser Autor billigerweise hätte mit den bereits vorhandenen neuen Versuchen auseinandersetzen müssen; noch entwirft Heinz Thomas ein Bild von „dem Bayern“, den er mit diesem Begriff eher in volkstümliche Mißdeutungen verweist. Ja er ist nicht einmal imstande, uns kurz und klar, und nicht nur bei allen möglichen Gelegenheiten, die Fähigkeiten und die Fehler seines Objekts zusammen zu stellen. Daß er ein wackerer Haudegen war, aber kein Feldherr, weil ihm einfach der Überblick fehlte, das wußte man schon früher. Daß Ludwig den Feldherrenhügel buchstäblich nicht einmal suchte, wie uns Thomas in einer Anekdote zur Schlacht von Mühldorf 1522 wissen läßt, das hätte sich zum Lebensprinzip erheben lassen. Denn die lebenslange Auseinandersetzung mit der Kurie scheint sich auf der gleichen Ebene abgespielt zu haben. Aber dazu erfährt man nur gelegentlich das Selbstzitat vom ungelehrten Ritter, der den Theologenstreit nicht verstünde – wieviel Nachsicht und Freundlichkeit hätte man nach diesem Zitat den Umständen zudenken müssen, unter denen ein allenfalls durchschnittlich Begabter mit den Aufgaben des Kaisertums nicht zurecht kam!

Am schlimmsten erging es dann schließlich dem Kaiser und König Sigismund (1387–1437) in den Händen von Walter Baum. Gewiß werden alle Rezensenten hervorheben, daß Baum wagte, was ein deutscher Historiker seit 150 Jahren überhaupt nie mehr auf sich nahm; denn so lange gibt es keine deutsche Sigismund-Biographie mehr. Es gibt aber auch keine französische oder tschechische, und das Buch über Sigismunds ungarisches Königtum von 1987 beklagt eine ähnliche Ignoranz in der eigenen Sprache²². Der hochgebildete Mályusz hat Sigismund aber auch seinerseits nur als ungarischen König behandelt. Sabine Wefers ist kürzlich immerhin seinem „politischen System“ nachgegangen²³. Vielleicht ist für das Buch von Walter Baum, in dem auch allein schon der Tatsachenbericht kaum attraktiver geraten ist, deswegen besondere Nachsicht am Platze. Ein Persönlichkeitsbild hat der Autor jedenfalls nicht geschaffen. Seine Faktographie ist miserabel zusammengestellt, und alles das kontrastiert mit den vollmundigen Aussagen über „den vielleicht bedeutendsten Herrscher des Spätmittelalters“²⁴.

Sind wir damit schon wieder bei der fatalen Auseinandersetzung mit der Panegyrik angekommen? Ich denke, die Dinge lassen sich viel nüchterner betrachten. In jener

²² Mályusz, Elemér: Kaiser Sigismund in Ungarn 1376–1437. Dt. Budapest 1990.

²³ Wefers, Sabine: Das politische System Kaiser Sigismunds. Köln-Weimar 1989.

²⁴ Ich bedaure, daß es nicht möglich war, so etwas wie einen Fragenkatalog für die biographische Forschung den bisherigen Arbeiten zu entnehmen und für künftige zusammenzustellen. Vergleichende Gesichtspunkte sind der Lektüre nur schwer zu entnehmen, wiewohl eine ruhige Abwägung unserer Quellen doch unmißverständlich zeigt, daß gerade die herausragenden Persönlichkeiten jeder Epoche noch am ehesten im direkten und indirekten Echo zeitgenössischer Quellen auch für besondere Fragestellungen nach dem positiven, dem inneren und dem äußeren Dialog um das Individuum zu erfassen wären. Muß man diese einfache Erwägung erst mit einem Schlagwort stilisieren, um sie eingängig zu machen?

Zeit, die Hermann Heimpel einmal mit der „schlechtesten Note für das 15. Jahrhundert“ zu kennzeichnen suchte. Mit seiner lapidaren Ironie, die natürlich auch den Historikern galt und nicht nur der Historie, sehen wir die monarchische Herrschaft in ganz Europa in Schwierigkeiten. Das ist die Zeit, in der man in England, in Frankreich, in Skandinavien, in Böhmen und eben in Deutschland und Ungarn ganz allgemein seine Könige verjagte, bedrohte, einsperrte oder gar hinrichtete. Das war zuvor in der mittelalterlichen Christenheit selten und danach, als sich die Monarchie gegenüber Fürsten und Städten, auch gegenüber dem Gemeindeprinzip und mit Hilfe der adaptierten Kirchenherrschaft im konfessionellen Zeitalter wieder fest im Sattel wußte, da war dergleichen noch weniger üblich und erforderte jedes Mal eine regelrechte Revolution. In jener spätmittelalterlichen Krisenzeit des 14. und 15. Jahrhunderts galt es, das allgemein ramponierte Bild der Monarchie mit neuen Mythen aufzubauen, in Konkurrenz zur Kirche, aber nicht ohne sie, wie Ludwigs römische Krönung, Karls Reliquienkult, Sigismunds Zelebrität als Sonnenkönig und schließlich noch Maximilians Triumphgebaren zeigen. Hier setzen die persönlichen Umstände ein; hier zeichnet sich auch der erste Umriß ganz unterschiedlicher Persönlichkeiten ab. Und auf diesem Hintergrund war eben der eine ein unermüdlicher und kluger, aber auch ein erfolgreicher Diplomat, der mit den Mitteln und Möglichkeiten der Kaiserkrone zu wirtschaften wußte; andere versuchten sich in allem, mit voreiligen Zusagen und gebrochenen Versprechungen, mit viel gutem Willen und wenig Konzeptionen, und bei allem Für und Wider im einzelnen schließlich auch ohne jene „fortune“, eine Vokabel, mit der wir seit seit Machiavelli ein irrationales Moment im politischen Urteil behalten haben. Ihre Biographien sollten alles das einschließen.

Wenn wir schließlich jene sieben insgesamt recht lange Regierenden von Ludwig dem Bayern bis Karl V. einmal als eine Regentengruppe vor uns stellen, von 1316 also bis 1556²⁵, dann läßt sich auch eine epochales Fazit ziehen. Man kann von einer kritischen Phase des Kaisertums sprechen, trotz langlebiger Herrscher, wegen langlebiger Probleme: Die lange über das große Schisma noch andauernde Krise des Papsttums und eine halbherzige Reichsreform, die aggressive Fürsten- und Städteopposition, der unerhörte Aufstieg von Mittel- und Unterschichten in die zeitgenössische „Öffentlichkeit“ und dazu die schwindende kirchliche Führungskraft für die ganze Gesellschaft, unabhängig vom Papsttum, begleiteten die römisch-deutschen Herrscher durch die „Krise des Spätmittelalters“ – und nicht sie, nicht jene Sieben, sondern die Päpste, die Fürsten, die Reformatoren fanden schließlich den Ausweg aus dieser Krise. Am Ende hatte die Restauration der Monarchie dem Kaisertum nur mehr einen Ehrenplatz im politischen Europa vorbehalten – der hielt sich dann freilich beinahe bis zum Untergang des monarchischen Denkens. Im konfessionell geprägten Absolutismus war aber in Wirklichkeit kein Platz mehr für universale Mächte.

Hier also erst, nach Karl V., könnte man das „Spätmittelalter“ enden lassen. Und man könnte die Regierungszeit jener sieben Kaiser, den letzten, die noch päpstlich gekrönt wurden und zugleich auch ein Stück Christenheit verkörperten, die das archaische Heil in ihrer Krone trugen und eine archaische Utopie in ihrem Zere-

²⁵ Entsprechende Perspektiven habe ich in meiner Biographie Karls V., 2. Aufl. Berlin 1992, zu entwickeln versucht.

monieell erahnen lassen, für die letzte Gruppe der „alten Kaiser“ ansehen. Man könnte diese Zeit für einen besonderen Abschnitt europäischer Geschichte gelten lassen und darin den Schlüssel suchen für alle sieben Biographien, nicht nur wegen ihrer Politik, sondern auch wegen der Ansichten von Gott, von der Welt und von ihrer Aufgabe darin aller dieser sieben Kaiser. Das wäre dann noch ein Stück, ein letztes, christlich-lateinischer Universalgeschichte, ehe die Konfessionen und die Nationen im absolutistischen Interesse und unter monarchischem Regiment tatsächlich endgültig den nationalen Rahmen für die europäische Geschichte prägten und den ständisch-parlamentarischen Weg dazu fanden. Wäre das nicht eine wichtige Aussage für ein europäisches Geschichtsbild?